

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 17. April 1828.

47

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertel, um 6 fl., halb, um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer viertel, um 3 fl. 45 kr., halb, um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. E. M. bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Girafe.

Als Erscheinung der Mode hat sich die Girafe schon längst zu einem Artikel dieser Blätter ganz vorzüglich geeignet, und wenn sie in denselben bisher noch nicht umständlich besprochen worden, so liegt vermuthlich der Grund dieses Schweigens bloß in dem Geiste der Zeitschrift, welche, die zahlreichen Artikel französischer Journale nachzulassen verschmähend, die Gelegenheit abwartete darüber etwas Eigenthümliches sagen zu können. Es ist zu wundern, daß die französischen Orientalisten nicht mit den Naturforschern von Paris gleichen Schritt gehalten und über den Namen der Girafe selbst nichts Reichhaltigeres zu Tage gefördert haben, als was die hiesige Theaterzeitung (No. 11) nach einem französischen, englischen oder deutschen Journale¹⁾ bringt: „Girafe ist nichts, als der arabische Namen des Thieres Zerafa und dieß heißt elegant; im Persischen hat der Name Tuorquise, die nemliche Bedeutung.“ Diese Rechtfertigung des herrschenden Pariser Moden-Geschmackes aus der Grundbedeutung des Namens selbst hergeleitet, wodurch Alles was à la Girafe, nicht bloß als zufällige Ausgeburt eigensinniger Modenlaune, sondern als sinnige Wahl des feinsten Geschmackes erscheint, wäre sehr schön, wenn auch nur ein Wörtchen daran wahr wäre. Der arabische Namen des Thieres Serafe, Sirafe oder Surafe (wir wollen über den Vocalen nicht richten, der letzte ist aber der richtigste) hat mit der Eleganz oder Zartheit nicht das Geringsste gemein²⁾, noch lächerlicher aber ist die Angabe des Wortes Tuorquise als der persische Namen des Thiers; das Wort Turquoise ist freylich bloß das verderbte persische Piruse oder Firuse, welches aber den Tür-

¹⁾ Als ich den Dolmetsch, der mit der Girafe gekommen, nach dem wahren Sinn des Wortes „Zurapha“ fragte, erklärte er, daß es die allgemeine Bedeutung „schönes Thier“ habe. Forriep's Notizen aus dem Gebieth der Natur und Heilkunde No. 409. über die Girafe in Windsor.

²⁾ Der Name der Girafe wird زرافه geschrieben, und ist von einer ganz andern Wurzel als ظراف welches Zartheit oder Zierlichkeit bedeutet; jenes von زرف dieses von ظرف

fi s und nicht die Gir a fe bedeutet. Ein halbes Duzend gedruckter arabischer und persischer Wörterbücher (drey arabische und drey persische) geben hierüber die vollkommenste und wider allen Zweifel gesicherte Belehrung. Hören wir zuerst die arabischen Zeugen ab; der jüngste derselben ist das erst vor wenigen Monaten in der Druckerey von Constantinopel erschienene große arabisch-türkische Wörterbuch Achteri's ¹⁾. „Sur a fe“ sagt er, „ist ein dem Kamehl „ähnliches Thier mit langem Halse, kurzen Füßen, welches auf persisch U s c h t u r g i a w d. i. Kamehlskuh ²⁾ und auf türkisch Sur n a p a heißt.“ Dasselbe sagt das erste, gerade jetzt vor hundert Jahren zu Constantinopel gedruckte Buch, nemlich das arabisch-türkische Wörterbuch des W a n k u l i ³⁾; am ausführlichsten aber ist das vor zehn Jahren in Constantinopel in drey Folio-Bänden erschienene große arabisch-türkische Wörterbuch K a m u s ⁴⁾ d. i. der Ocean, welches (II. Band Seite 771) folgende Belehrung gibt:

„S e r a f e ist der Namen eines Thieres, welches im Persischen U s c h t u r g i a w p e l e n k d. i. Kamehlskuh-Leopard heißt, weil die Glieder desselben denen „des Kamehls, der Kuh und des Leoparden ähnlich sind. Das Wort stammt von „S e r f, welches den Überfluß der Rede bedeutet, weil der Hals des Thieres „weit länger, als der aller andern Thiere, überflüssig zu lang; man sagt auch „S u r a f e und in der vielfachen Zahl S u r a f i. Im Türkischen erscheint der „Namen in S u r n a p a umgeändert. Das Thier findet sich in Aethiopien. Der „Hals und der Kopf sind denen des Kamehls ähnlich, die Farbe ist die des Hirschens mit weißen Maalen, wodurch dieselbe einem Pardelfell ähnelt, die Hörner sind denen des Ochsen ähnlich, die Vorderfüße sind weit länger als die „Hinterfüße.“

Wir wenden uns nun zu den drey persischen Zeugen, von denen, wie bey den arabischen, der jüngste ebenfalls die kürzeste und unbefriedigendste Auskunft gibt. Dieß ist das auf allen Bibliotheken Europa's durch die Freygebigkeit des Sultans von A u d e befindliche rein persische Wörterbuch in sieben Folio-Bänden, das S i e b e n m e e r ⁵⁾ betitelt; darin heißt es (III. B. S. 213): S c h u t u r g i a w p e l e n k (Kamehlskuh-Leopard) ist das sonst unter dem Namen G i a w p e l e n k (Kuh-Leopard) bekannte wilde Thier, welches man auch S c h u t u r g i a w (Kamehlskuh) und im Arabischen S u r a f e nennt. In dem zu Constantinopel vor 29 Jahren gedruckten türkisch-persischen Wörterbuche B u r h a n ⁶⁾ (S. 521) wird berichtet: „S c h u t u r g i a w p e l e n k (Kamehlskuh-Leopard) ist ein seltsames Thier, welches auf arabisch S u r a f e, auf „türkisch S u r n a p a genennet wird; der Kopf desselben ist dem des Kamehls, „nach Einigen dem des Rehes ähnlich; an Brust, Hörnern und Huf ähnelt es „dem Stier, nur sind die Hörner viel kleiner, die Haut ist gefleckt wie die des „Leoparden, und schön anzuschauen, der Schweif ist dem des Hirschen, die Zähne

¹⁾ Achteri kebir, ein Folio-Band von 709 Seiten, S. 268.

²⁾ Das persische G i a w ist das deutsche K u h und englische C o w.

³⁾ Lughati Wankuli, gedruckt im Jahre der Hidschret 1141 (1728) in 2 Folio-Bänden, die zweyte Ausgabe im Jahre 1169 (1755).

⁴⁾ El-Okianus el-basit fi terdshümetil - Kamus el-muhit, d. i. der ausgedehnte Ocean in der Übersetzung des allumfassenden Weltmeeres, gedruckt zu Constantinopel im Jahre 1233 (1817).

⁵⁾ Heft kulfum, the seven seas a Dictionary and grammar of the Persian language by His Majesty the King of Oude. 1822.

⁶⁾ Tebjani nasü terdshümei Burhani katü, d. i. nützliche Erklärung der Übersetzung des schneidenden Beweises, gedruckt zu Constantinopel im Jahre 1214 (1799).

„sind denen des Esels ähnlich, die Vorderfüße sind weit länger, als die Hinterfüße, und es hat keine Kniescheibe, kurz es ist ein seltsam gestaltetes Thier, von dem man glaubt, daß es aus der Vermischung des, von dem äthiopischen Kamehlweiblein und einem Hirsche erzeugten, Zwitteres mit einer Leopardinn entstehe; meistens Theils findet sich dasselbe in Arabien. Den Namen dieses Thieres trägt auch eine der Figuren des großen Schahspieles, welches mit 32 Figuren gespielt wird. Die überzähligen Figuren sind die Vorpost (Thalialia), die Girafe (Surafe), das Kamehl (Dschemel), der Elephant (Fil), der Westir (Wesir), die Fliege (Subabe) und jeder gegenüber steht ein Bauer (Bidak).“ In dieser Aufzählung von acht Figuren fehlen zwey, und zwey scheinen dieselben mit denen des gewöhnlichen Schahspieles, nemlich der Westir, sonst auf persisch Fersin oder Fers, d. i. der Fürst oder Weise genannt, woraus die Franzosen eine Vierge und die anderen Europäer gar eine Königin gemacht haben, und der fahmentragende Elephant (Fil), welcher zu den Franzosen als Fol oder Fou, zu den Italienern als Alliere, und zu uns als Lauffer übergegangen ist. Diese anscheinende Wiederholung berichtigt ein anderes zu Constantinopel unter dem Titel: Ghالات d. i. Galimatias (dieses französische Wort stammt aus jenem arabischen gedrucktes Werk¹⁾), welches (S. 231 — 237) näheren Bericht über das in Europa unbekanntes große morgenländische Schahspiel gibt und unter den Figuren desselben auch den Hirsch, das Rhinoceros und den großen Fers oder Großfürsten aufführt, so daß im großen Schahspiele von 32 Figuren ein zweyfacher Westir (von den Europäern so ungereimt Königin genannt), nemlich der Großfürst oder Großwestir und der zweyte Westir, und so auch zwey Elephanten sind, nemlich der Großelefant, welcher vermuthlich den Baldachin trägt, und der andere der Fahmenträger. Im dritten persischen Wörterbuche, in dem zu Constantinopel gedruckten Ferhengi Schuuri²⁾ (II. Band Bl. 151) steht unter Schuturgawpelenk und (Bl. 153) unter Schuturgaw ein Theil des schon oben aus dem Burhan angeführten Artikels. Um die in dem islamitischen wie in dem römischen Rechte rechtsgültigste Zahl der sieben Zeugen voll zu machen, schließt sich hier an das Zeugniß der sechs Wörterbücher noch das der gehaltreichsten naturhistorischen Encyclopädie der Araber, nemlich des unter dem Titel die Wunder der Geschöpfe³⁾ berühmten Werkes Kaswini's an, welches folgender Maßen lautet: „Surafe ist das auf persisch Kamehl-Kuh-Leopard genannte Thier, dessen Kopf wie der Kopf des Kamehls, dessen Hörner wie die Hörner der Kuh, dessen Haut wie die des Leopards, dessen Huf wie der der Kuh; von langem Nacken und außerordentlich langen Vorderfüßen, während die Hinterfüße kurz; die Gestalt desselben kommt der des Kamehles, die Haut der des Leoparden am nächsten, der Schweif dem Schweife des Rehes. Man sagt, die Girafe werde aus dem äthiopischen Kamehlweiblein und dem Hirsche in Äthiopien erzeugt, indem das entartete Kamehl die dem Kamehle und dem Hirsche ähnliche Gestalt annimmt. Der weise Thaimas erzählt, daß in den südlichen Ländern in der Nähe des Äquators im Sommer die ver-

¹⁾ Gedruckt zu Constantinopel 1221 (1806) ein Quart-Band von 534 Seiten.

²⁾ Ferhengi Schuuri, in 2 Folio-Bänden gedruckt zu Constantinopel im Jahre 1155 (1742).

³⁾ Adschaiwol-machlukat, woraus Mr. de Chezy in der Chrestomatie des Freyherrn Silvestre de Sacy einige Stellen übersetzt hat.

„scheidenartigsten Thiere, durch die Heftigkeit des Durstes angetrieben, sich an den Rinnfallen des Wassers versammeln und sich bey dieser Gelegenheit außer ihren Arten vermischen; so entstanden die *Girafe*, die *Simaa* (ein Zwitter zwischen Wolf und Hyäne) und andere. In diesen Gegenden komme die Girafe zum Vorschein; man kennt von derselben nichts als die Zartheit der Gestalt und die Seltsamkeit der Befruchtung. Gott der Allmächtige weiß es besser.“ Der arabische Name *Surafe*, welchen die arabischen Wörterbücher von *Serf*, dem Überfluß der Rede, herleiten, gehört wohl ursprünglich einer Sprache des inneren Afrika an, welches das Vaterland der Girafe. Der persische Namen derselben ist das Product persischer Einbildungskraft, welche die seltsame Gestalt des Thieres in dem dreyeinigen Worte *Kamehl* = *Leopard* sogleich lebendig darstellte. Das Kamehl, dessen Gestalt schon an und für sich dem Auge und der Einbildungskraft eine der seltsamsten Erscheinungen der Thierwelt darbeut, gab den Persern Stoff zu mehr als einem zusammengesetzten Namen von Thieren seltsamer und wunderlicher Gestalt; so heißt der Strauß *Schuturmurg* d. i. Kamehlvogel; die indische Ameise, von deren Größe (wie die eines Kalbs) die persischen Quellen noch dasselbe wie *Astias* fabeln, heißt *Schuturmur* d. i. die Kamehlameise; endlich heißt *Schuturgurb*, d. i. Kamehlkage, jede außerordentliche, abgeschmackte oder ungereimte Erscheinung von der folgenden, zum Sprichwort gewordenen, arabischen Anekdote, welche auch das persische Wörterbuch *Burhan* (Constantinopolitaner Ausgabe S. 522) berührt. Ein armer Araber, der nur ein einziges Kamehl besaß, that in einer großen Verlegenheit oder Gefahr, in welcher er sich befand, den übereilten Schwur, daß, wenn sie glücklich vorüberginge, er sein Kamehl um einen Silberpfennig (Dirhem) auf dem Markte ausbieten würde. Als er glücklich davon gekommen, und den Schwur, wiewohl er ihn gar sehr reuete, doch nicht brechen wollte, versiel er auf die folgende Spitzfindigkeit, welche *Pascal*, wenn er sie gekannt hätte, in seinen *lettres provinciales* aufgenommen haben dürfte. Er hing dem Kamehl eine Kage um den Hals, führte es auf den Markt und schrie: „Ein Kamehl zu kaufen um Einen Silberpfennig, aber nicht ohne die Kage, die Tausend Silberpfennige kostet!“ Die Leute sagten: „Welch ein wohlfeiles Kamehl, hinge nur nicht die Verfluchte am Halse!“ Dieses Wort blieb als arabisches Sprichwort gäng und gebe, während der Perser auf dieselbe Anekdote mit dem Worte *Kamehlkage* anspielt. Der Girafen, welche im zwölften und fünfzehnten Jahrhundert zu Palermo und Florenz gesehen wurden, erwähnen die Geschichten der Hohenstaufen und Medicäer, aber noch kein Reisebeschreiber hat bemerkt, daß sich eine Girafe auch auf dem großen und schönen Gemälde *Gentile Bellino's* auf der *Pincotta* der *Vrera* zu Mayland befindet; dieses große Gemälde, welches die Predigt des heiligen Markus zu Alexandrien vorstellen soll, ist in Hinsicht der Architektur der angeblichen Markuskirche von Alexandrien und hinsichtlich der Kleidertracht der Zuhörer ein eben so seltsames und abentheuerliches Gemische wunderlicher Gestalten, als die darauf mit ungemeiner Größe hervorgehobene Girafe. Die Kirche, welche von vielen für eine treue Nachbildung der Sophienkirche zu Constantinopel gehalten wird, ist eine Idealisierung derselben;

1) Ma erchass en - naket lau la el - meluunet si aankiha.

die Zuhörer, Männer und Weiber, sind in die verschiedenartigsten Trachten des Hofes Mohammeds II., an welchem sich Gentile Bellino befand, gekleidet, und selbst die Girafe, welche ein Wärter an einem langen Stricke hält, ist vom Hofstaate der Sultane genommen, indem damals bey den feyerlichen Aufzügen und Audienzen der Botthschafter an der hohen kaiserlichen Pforte Elephanten, Löwen, Leoparden und Girafen standen; dieß meldet die außerordentlich seltene Reisebeschreibung ¹⁾ des Krainers Euripeschik von Obernburg, welcher die im Jahre 1530 von Ferdinand I. an Suleiman geschickten Botthschafter, den Ritter Niclas Jurischik, den heldenmüthigen Vertheidiger von Günz, und den Ritter Joseph von Lamberg, als lateinischer Dolmetsch ²⁾ begleitete. Darin heißt es (Bl. 27): „Auch in mitten des „hoffs sein zehen lewen und zwen Leoparden an fett ingehesst gestanden,“ und (Bl. 28) „hineingezogen (in den Hof) in aller gestalt wie heut acht tag, on allain „das bey den Elephanten, ein schöns hochs fierfüßigs thyer gewdt Suru- „o y a gestanden.“ Das Suruoya ist eine augenscheinliche Verstümmelung durch Schreib- oder Druckfehler des türkischen Namens Surnapa der Girafe, welche auf diese Art vor dreyhundert Jahren zum ersten Mal in deutscher Sprache und Schrift erschienen ist. Hiemit genug über die Girafe als Zieraffe, damit das über sie Gesagte nicht wie sie selbst (nach der arabischen Etymologie vom Überfluß der Rede hergenommen) als überflüssig zu lang erscheine.

J. v. Hammer.

¹⁾ Itinerarium, Begrayß Kü. May. vortschaft gen Constantinopel ist zu dem Türkischen Kaiser Soleyman Anno XXX. MDXXXI. 32 Quartblätter.

²⁾ Der Dolmetsch oder der Dolmetsch sind die ältesten und richtigsten deutschen Formen dieses Wortes, welches unmittelbar aus dem persischen Elmatschi (im Siebenmeer B. I. S. 353.) stammt, und welches daher am richtigsten der Dolmetsch geschrieben wird, und nicht der Dolmetscher; das er ist ebenso überflüssig, als wenn man statt der König, der Königer schreiben wollte, indem Elmatschi schon der Dolmetsch heißt, wie Rex der König, der Dolmetsch also auch mit Einem l, wie die Girafe mit Einem f.

Gasbeleuchtung in Wien.

Seit Jahren bereits ist in England die Gasbeleuchtung allgemein eingeführt. Theater, Kaufläden, Fabriken, Hospitäler, Palläste und Straßen werden mit diesem Lichte, unter allen bis jetzt bekannten dem Tageslicht am ähnlichsten, erhellt. Man kann wohl sagen, daß, wenn auch der brittische Himmel mit seinem Nebelhauch London nicht mit dem hellsten Tagesglanze begünstigt, die Bewohner dieser Weltstadt während der Nachtzeit durch die künstliche Beleuchtung dafür schadlos gehalten werden, welche sich in einem Glanze entfaltet, der bisher noch an keinem andern Ort erreicht ward. Es folgten indessen, wenn auch ohne ihr Vorbild im ganzen Maße zu erreichen, mehrere der größten Städte des Continents dem Beyspiele Londons, und die Gasbeleuchtung wurde, mehr oder minder, bereits in Paris, Madrid, Lissabon, Amsterdam, Frankfurt a. M., Berlin, Dresden, Augsburg u. s. w. eingeführt. Sie fand überall die günstigste Aufnahme. Die Anfragen und Erkundigungen über diesen Gegenstand bewiesen die stets erhöhte Theilnahme an demselben.

Durch die Betriebsamkeit eines unserer geschätztesten Mitbürger, des Hrn. Apothekers, Doctors der Chemie und Mitglied der medicinischen Facultät, Georg Pfendler, scheint die Gasbeleuchtung nun auch bey uns in Aufnahme gebracht zu werden. Hr. Pfendler, ein durch wissenschaftliche Reisen vielfältig gebildeter Pharmaceut, welcher sich längere Zeit in den englischen Gaswerken aufhielt, und dort selbst in diesem Zweige arbeitete, errichtete in der Vorstadt Rossau Nro. 153 — 154 die erste hier be-

1828. Zu Nro. 47.

stehende Gasbeleuchtungsanstalt, welche den 19. Jänner feyerlich eröffnet wurde. Um alle Einwürfe und Zweifel, denen jede neue (wenn auch die beste) Sache unterworfen ist, durch den Augenschein zu widerlegen, so beleuchtete Hr. P f e n d l e r bereits seit acht Monaten, trotz der Beschränkung des Raumes und der Maschinen, seine Apotheke in der Stadt (Bischofsgasse Nro. 633) mit Gas. Dieses herrliche Licht erregte die Aufmerksamkeit in hohem Grade, und schon damals wurde diese Beleuchtungsart an hohen Orten und von ansehnlichen Parteyen versucht, und zur Zufriedenheit angewendet. Um nun die Ausführbarkeit derselben auch im Großen zu zeigen, so beleuchtete Hr. P f e n d l e r an dem erwähnten Tage der Eröffnung seines Laboratoriums in der Rossau (am 19. Jänner) das ganze Etablissement, Bureau, Verkaufsmagazin, mechanische Werkstätte, Wohnzimmer, Stall, Aufseherwohnung, Hof und Straße, nach Art der englischen Fabriksgebäude mit Öhlgas. Selbst die Handleuchter waren tragbare Gaslampen. Er wiederholt diese Beleuchtung an jedem Donnerstage, wo sich also Jedermann durch die Besichtigung dieses Gasometers überzeugen kann, daß das Gas in alle Theile des Hauses geführt, und überall, wo man es wünscht, angebracht werden kann. Hr. P f e n d l e r hat dadurch den Beweis hergestellt, daß er allerdings im Stande sey, das Publicum mit tragbaren Gasbehältern wie in London, und zwar zu vortheilhaftern Preisen zu versehen. Somit wären denn die Hindernisse gehoben, und der allgemeinen Verbreitung des Gaslichtes stände dann nichts mehr im Wege. Auch erfreut sich das Streben des Hrn. P f e n d l e r des günstigsten Erfolges. Die Nachfragen und Pränumerationen auf Gaslicht mehren sich dergestalt, daß er sich bald in den Stand gesetzt sehen wird, seiner Anstalt eine dem Beyspiele Englands und Frankreichs sich annähernde Ausdehnung zu geben, und jeden wie immer gearteten Bedarf der Herren Abnehmer in der Hauptstadt und ihren Umgebungen sowohl, als Bestellungen zu Beleuchtung der größten Etablissements, als: Landgüter, Fabriken, Theater, Leuchttürme u. s. w. zu begegnen *). Da bey vermehrter Nachfrage das Pumpen der Flaschen durch Menschenhände zu lange aufhalten würde, so wird Hr. P f e n d l e r eine Dampfmaschine von 10 Pferdekräften aufstellen, welche die sechs Arbeitspumpen auf einmal in Bewegung setzt, und so den Bedarf schnell befriedigt. Das Gas, welches Hr. P f e n d l e r liefert, wird aus Öhl bereitet; 100 Theile Öhl im Apparat verbrannt, geben in dem zweckmäßig eingerichteten Verkohlungs-Apparat 150 Theile Lichtstärke, ja können unter günstigen Umständen selbst bis 310 Theile gebracht werden. Dieses Gas gibt eine außerordentlich schöne, weiße, helle und intensive Flamme, deren Kern sogar das Auge leicht und ohne nachtheilige Einflüsse beschauen kann, und welche zur Zeit als das schönste bis jetzt bekannt gewordene künstliche Licht betrachtet werden kann. Es brennt vollkommen weiß, kann aber auch gefärbt erhalten werden. Ein Kubikfuß Gas brennt mit einer zweyzölligen Flamme durch 4 Stunden. Dasselbe wird in verschiedene cylindrische Gefäße gepumpt, welche sodann unter Tischen, Truemeaufkasten, Pulten u. s. w. sehr leicht angebracht werden können. Es ist berechnet, daß 6 Kubikfuß Gas so viel Licht verbreiten, als ein Pfund Wachskerzen. Hr. P f e n d l e r liefert dasselbe zu zwey Drittheilen des Wachspreises, das ist zu 6 kr. C. M. den Kubikfuß. Bey größerer Ausdehnung des Geschäftes werden natürlich die Preise noch billiger berechnet werden können. Durch eigene Regulatoren können die Flammen des Gaslichtes in die verschiedenartigsten Formen, z. B. Kränze, Rosen, Garben, Artischofen u. s. w. gebracht werden. Da das Öhlgas frey von allem geschwefeltem Wasserstoff ist, so leiden Gemälde, Vergoldungen, Metalle u. s. w. nicht im geringsten durch dessen Flamme. Es ist ferner bey dem tragbaren Gas durch etwaiges Ausströmen keine Explosion möglich, da hiezu eine weit größere Menge von Gas erforderlich wäre, als der ganze Bedarf für ein Haus beträgt, selbst wenn das Gas aus allen dort befindlichen Lampen in dem kleinsten Zimmer in Freyheit gesetzt würde. Auch sprüht dieses Licht weder Funken, noch läßt es Schnuppen fallen u. s. w. Alle diese Vortheile vereinigt, nebst der Schönheit und Helle des Lichtes, machen die allgemeine Verbreitung desselben

*) Die Briefe mit solchen Bestellungen gehen portofrey, unter der Adresse: „An die österreichische Gesellschaft zur Beleuchtung mit tragbarem Gas, Bischofsgasse Nro. 633.“

sehr erfreulich, und es ist dem Streben des thätigen Begründers dieser Anstalt, welche auch in solcher Beziehung das Vorwärtsschreiten Oesterreichs im Gebiete des Wissens und der Industrie bezeichnet, das beste Gedeihen zu wünschen. —***—

Correspondenz-Nachrichten.

(Wegen Unpäßlichkeit des Correspondenten verspätet.)

Paris, im Jänner 1828.

*) Die lange erwartete, bekränzte, besungene, gefeyerte, angebethete junge Sängerin, Mlle. Henriette Sonntag, kam in den letzten Tagen des Decembers nach langer Abwesenheit in unsere Mauern wieder zurück, und der Tag ihrer Ankunft war ein wahres Freudenfest für die Theaterfreunde, und besonders für den Director der italienischen Opernbühne, der nun wieder auf volle Häuser rechnen kann. Die schöne Sängerin ist in dem ersten Gasthof von Paris abgestiegen, im Hôtel des Princes, in der Straße Richelieu, wo sie eine Reihe prachtvoller Zimmer gemiethet, Equipage hält, Audienzen gibt, Besuche empfängt, und durch ihre Gegenwart alle Herzen bezaubert. Modehändler, Krämer, Geschmeidehändler, Kaufleute aller Art drängen sich zu ihr, um die reizende Donna mit ihren Kostbarkeiten auszuschnücken, und die Journalisten senden, aus Mangel anderer Kostbarkeiten, ihre Blätter, die gut aufgenommen, das heißt: gut bezahlt, sich dereinst für die Künstlerin in Lorberblätter verwandeln können. Da wir in der Cultur so weit fortgeschritten sind, daß die Reise einer beliebten Künstlerin zu den wichtigsten Weltereignissen gehört, die in allen fünf Welttheilen ausposaunt werden, so müssen auch wir uns in diese schöne Sitte fügen, um nicht durch ein fräisches Stillschweigen den Zorn oder Unwillen der Vergötterer auf uns zu ziehen, die uns sonst für einen reinen Barbaren erklären würden. Wir thun also pflichtschuldigst kund und zu wissen, daß Mlle. Henriette Sonntag am Neujahrsabend, bey übervollem Hause, in der Oper *Othello* von Rossini zum ersten Mal wieder auftrat. Da die Natur sich bey dieser Sängerin so verschwenderisch zeigte, so braucht auch die Sprache nicht ökonomisch zu seyn in Bezeichnung der Vortrefflichkeit ihres Gesangs, der himmlisch, göttlich, entzückend, hinreißend, bezaubernd war, und wenn diese Lobartikel noch nicht genug sind, dann bitten wir, sie mit noch fünf andern zu multipliciren, worauf der rechte Lobsuperlativus aufs genaueste herauskommen wird. Freylich gab es Leute, welche meinten, die *Pasta* habe die *Desdemona* besser gesungen, und *Miss Smithson* sie besser gespielt, allein *Miss Sonntag* ist keine *Pasta* und ein *Libretto* kein unsterbliches Werk eines großen Dichters, in welchem Charaktere sich mit großer Kunst entwickeln. Genug, die Oper *Othello* wurde mehrere Male wiederholt, die Sängerin rasend applaudirt und hervorgerufen, und mehr konnte sie nicht verlangen. In der „*Donna del Lago*,“ im „*Barbiere*,“ in der „*Genovetola*,“ im „*Tancred*“ feyerte sie ähnliche Triumphe; auch diese Opern wurden wiederholt, und werden noch ferner wiederholt werden, da sie ungefähr das ganze Repertoire des italienischen Operntheaters ausmachen, das, wie man sieht, nicht sehr reich an Abwechslung ist. Mlle. Sonntag sang übrigens noch in diesem Monat in mehreren Concerten, bey mehreren Beneficen, in mehreren Gesellschaften und selbst bey einem Hochzeitfeste in der Familie des Banquier *Lafitte*, welches aber die Dilettanten ihr sehr übel nahmen, vielleicht aus dem löblichen Wunsche, sie möchte bald selbst ihr Brautlied anstimmen. Mlle. Sonntag ist der Abgott des Tages, und wir wünschen nur, daß die Huldigung, oder richtiger die Vergötterung, die man ihr zeigt, bey einer so flüchtigen Nation, wie die unsrige, von Dauer seyn möchte. Aber die liebliche Sängerin scheint selbst die Veränderung zu lieben, denn man spricht schon von ihrer Reise im Monat März nach London. Wir wollen hoffen, daß sie diese Reise unternimmt, ohne Versteigerung ihrer Habseligkeiten, denn dieses würde auf ein langes Ausbleiben hindeuten, und gewiß die zahlreichen Bewunderer ihres schönen Talents in Schmerz und Trauer versetzen.

(Der Schluß folgt.)

Pferd Tajar, Original-Araber, alt 30 Jahre, Beschäler im gräf. Hunyadyschen Gestütt zu Urmenny im Neutraer Comitat in Ungarn. Erkauft durch Freyherrn v. F e c h t i g zu Cairo 1813.

Nach der Natur gezeichnet und gestochen von Carl Hess, *). Breite 3 Schuh, 2 Zoll, 2 Linien. — Höhe 2 Schuh, 3 Zoll, 3 Linien.

Unter den Beschälern zu Urmenny erregt vor allen der berühmte alte Araber Tajar Jedermanns ganze Aufmerksamkeit. Er ist eines der ersten jener Pferde, welche durch Freyherrn v. F e c h t i g nach Europa gebracht worden sind, und war kurz vorher, nach der Niederlage der Mamelucken, aus dem Stalle des berühmten Murad-Bey zu Cairo erkauft worden, dessen Leibpferd er gewesen. Justinus hielt dieses Pferd für das edelste aus dem Orient, und es ist nicht zu läugnen, daß es einen ganz eigenthümlichen Charakter hat.

Wenn man den Tajar (auf arabisch der Fliegende, der Schnelle) in einiger Entfernung stehen oder gehen sieht, so wird man mit sich selbst uneins, ob man ein wirkliches Pferd oder eine Gazelle vor Augen hat, so etwas eigenthümlich Leichtes, ja man möchte sagen Ätherisches, ist in der ganzen Gestalt und Bewegung dieses Thieres, welches bey seinem besondern Haar (er ist Aflasschimmel, jedoch überall mit rothen Fliegenpuncten übersäet) ihn in der Entfernung wie ein Luftgebilde erscheinen läßt. Außerdem hat er die zarteste, mit den feinsten seidenartigen Haaren bedeckte Haut, welche bey der geringsten Bewegung alle Blutgefäße röthlich durchschimmern läßt, auch alle Knochenfortsätze und Sehnen liegen, ohne daß das Pferd zu mager wäre, wie skeletirt dem Auge vor. Der Kopf ist im höchsten Grade edel, das Auge groß und feurig, die Ohren etwas lang aber scharf gestellt; der Hals hat etwas ganz Eigenes, indem er, je nachdem das Pferd sich trägt, den schönsten, feinsten Schwanenhals, oder aber unter andern Umständen einige Anneigung zum Hirschhalse zeigt, welche Mobilität in dem Grade noch bey keinem Pferde beobachtet wurde.

Der Kamm ist scharf, ohne das mindeste Fleisch, die Mähne wie Seide und ganz schlicht, das Widerrüst hoch und scharf, die Schultern vortrefflich, der Rücken etwas eingebogen, was jedoch bey seiner Länge, dem starken Gebrauch als Reitpferd und Beschäler, und dem hohen Alter des Pferdes noch immer nicht sehr bedeutend ist. Überdem bleibt an diesem Pferde höchst bewunderungswürdig, und zeigt von seiner außerordentlichen Muskelkraft, daß,

*) Wir glauben unsern Lesern bey dieser Gelegenheit einige biographische Notizen über den seltenen Künstler nicht vorenthalten zu dürfen. Carl August Hess ist ein geborner Dresdner. Von frühesten Jugend an zeigte sich in ihm eine besondere Vorliebe für Pferde, und er bildete sich auch daher schon zeitig unter der Leitung des rühmlichst bekannten Oberberейters Franke in Dresden als ein vorzüglicher Reiter aus. Er widmete sich endlich der Malerey, und auch hier trieb ihn sein Beruf vorzugsweise zur Schlachtenmateren, in welcher Gattung er Bedeutendes lieferte. Hauptsächlich war auch hier sein Augenmerk auf richtige Zeichnung der Pferde gerichtet, deren Anatomie er auf das fleißigste studierte. Diese Neigung und dieses Talent, welches Hr. Ritter von Höglmüller entdeckte, welcher gerade damals eine Reise nach Aegypten antreten wollte, hauptsächlich, um arabische Hengste für die k. k. Stutenrennen anzukaufen, wurde die Veranlassung, daß Hess nach Wien kam, um sich dieser Reise anzuschließen. Hier war es, wo er Gelegenheit hatte, die auf der Durchreise begriffenen, prächtigen, rein orientalischen Pferde des Generals Sebastiani zu zeichnen. Bey seiner spätern Anwesenheit 1809 lieferte er eine treffliche Abbildung des berühmten arabischen Hengstes Ali (Napoleons Leibpferd in fast allen Feldzügen). Hierdurch, und durch seine Reisen nach dem Oriente gewann Hess eine vorzügliche Neigung zu der orientalischen Pferderace, deren Eigenheiten er auf das fleißigste studierte. Man kann annehmen, daß dieser ausgezeichnete Künstler, dessen Charakter als Mensch eben so lebenswürdig ist, gegenwärtig als der vorzüglichste Pferdewalter anzusehen ist, sowohl was die Wahrheit der Anatomie als die Fierlichkeit der Darstellung betrifft. Ist auch sein Talent hier nicht so allgemein bekannt, als jenes fruchtbarerere Künstler seiner Zeit, so ist wohl einzig und allein die Bescheidenheit des wackern Hess daran Schuld; Kenner, welche seine Arbeiten sehen, werden übereinstimmen, daß er den ersten jetzt lebenden Künstlern dieser Gattung kühn an die Seite gestellt werden dürfe, wenn er nicht vielleicht den Vorrang vor allen verdient.

da er in seiner Jugend das Kriegspferd eines großen und schweren Mannes (wie Murad-Bey gewesen) war, wozu man sich noch die schwere türkische Sattelung, Zäumung und Armatur hinzudenken muß, sich auch überzeugen kann, daß nicht immer sanft mit ihm umgegangen worden ist, da seine Zunge über $\frac{2}{3}$ von dem starken türkischen Gebiß durchgeschnitten, und die Flanken voller Narben von den scharfen Steigbügeln sind, trotz dem Allen noch in seinem hohen Alter so vollkommen rein von Knochen ist, als man es nur bey einem jungen Pferde wünschen kann. Um die kurze Beschreibung seines Exterieurs zu vollenden, ist noch hinzu zu fügen, daß der Schweif hoch angelegt und im Bogen getragen wird. Die Sprunggelenke, die Fessel und Hufe sind noch jetzt untadelhaft. Das Temperament ist feurig, aber lammfromm.

Als Beweis seiner Klugheit und Zutraulichkeit kann folgende Anekdote dienen, die sein Wärter M i s s y (verstorbenen Leib-Husar des Grafen) erzählte, daß, wenn er oft im Stalle auf der Streu, und unter einer Decke mit ihm schlief, und sich bey der Nacht im anstößenden Hengststalle ein Pferd losgemacht hatte, Tajar ihn ganz leise öfters anstieß, um ihn aus dem Schlafe zu wecken und das Nachsehen zu veranlassen. In der Frühzeit stand Tajar mit aller Behutsamkeit auf, verzehrte sein Raufutter, und vermied es sorgfältig, seinen Wärter zu berühren oder aus dem Schlafe zu wecken. Der Gesüts- und Stall-Inspector, Hr. M i l l e r, welcher den Tajar gewöhnlich Abends ausritt, bemerkt, daß, wenn er vor Urmeny auf die Heide kam, wo wahrscheinlich die analoge Idee des Vaterlandes im Pferde, und die Lust zum Schnelllaufe hervorgerufen wurde, dasselbe losgelassen kaum zu erhalten war, und ihm als Reiter öfters der Athem verging; daß es sich in der Bewegung strecke, und gleichsam verlängere, für den Zuseher zu wachsen scheine, und als das schnellfüßigste Wesen gleichsam die Luft durchstreicht *).

Vollkommen drückt sich in Tajars Haltung ganz dasjenige aus, was Hr. Hess auf diesem Blatte als den charakteristischen Ausdruck des Kenners der Wüsten bezeichnet, nemlich ein stetes gerade aus vorwärts Wollen, so daß selbst, wenn das Pferd still steht, man glaubt, daß es in jedem Augenblicke davon zu rennen im Begriff ist. Auch die wie Silber glänzende Haut, die sowohl im Stande der Ruhe, als noch mehr bey der Bewegung die Venen bestimmter hervortreten läßt, hat der Zeichner trefflich dargestellt, und man sieht sowohl die Sporader (Brusthautvene), als die Bugvenen vorne an der Schulter und der vordern Brustgegend eben so, wie die äußere und innere Hautvene am Hintersehenkel deutlich ausgedrückt.

Die ganze Ausführung des Blattes in technischer Hinsicht läßt nichts zu wünschen übrig, und es ist in dieser Art und Größe noch kein radirtes Blatt vollständiger ausgeführt erschienen; denn sowohl die Freyheit des Meisters, als der consequente Fleiß des Künstlers spricht sich darin gleich lobenswerth aus. Obgleich einige Schatten, besonders an der Schulter und den Beinen — in der Nähe betrachtet — Manchem scharf erscheinen dürften, so ist dieser Contour für den Kenner und Studierenden in anatomischer Hinsicht hingegen von so hohem Interesse, daß das harmoniesuchende Auge dabey weniger verliert, als an dem Werthe der richtigen Zeichnung gewonnen wird. Auch ist überhaupt dieß das Eigenthümliche des Meisters, daß er mehr auf das Wahre als Manirirte sieht, ungeachtet die zu deutlich sichtbaren anatomischen Verhältnisse bey diesem Blatte weniger auffallen, als bey andern seiner Blätter, und Tajar selbst wirklich in der Natur einen sehr straffen Muskelbau zeigt. Indessen sind, besonders der Kopf, die Hufe und alle Theile unübertrefflich gezeichnet, radirt und bis auf den höchsten Grad (so weit es ohne Grabstichel geschehen kann) mit der kalten Nadel ausgearbeitet, das ganze Thier mit dem glücklichsten Effecte herausgehoben, daß es in einer gewissen Ferne dem vollendetsten Kupferstich in Grabstichel-Manier ganz gleich kommt. Durch den ästhetischen Werth der freyen Handzeichnungs-Manier auf Kupfer gilt es schon für ein vollendetes Kunstproduct, wenn es nicht durch den Gegenstand selbst in naturhistorischer Hinsicht auch interessant bleiben müßte.

Peregrinus T h y s.

*) Eine Lebensskizze dieses Thieres kann man in der Beschreibung der einzelnen Gestüthe des österr. Kaiserstaates von Hrn. M. v. Erdelyi, Wien, bey Gerold, S. 95 nachlesen.

K. K. Hoftheater an der Burg.

König Heinrich der Vierte. Erster Theil. Schauspiel in 5 Aufzügen,
von Shakespear.

(S c h l u ß.)

Hr. Heurteur gab den König Heinrich. Die Darstellung dieses Charakters, wie ihn die Geschichte, und durch ihren Geist geleitet, der unsterbliche Dichter schildert, ist nicht ohne große Schwierigkeit. Der stolze Bolingbroke, der doch eigentlich nur den Thron erschlich, und in seiner Regierung stets so unpopulär blieb, muß mit scharfen Zügen, und doch wieder in so fern gemildert dargestellt werden, daß man manches Abstoßende in seinem Walten durch seinen Charakter entschuldigen mag. Es ist für den Schauspieler um so schwieriger, diesen Charakter fest zu halten, da er hier nur an einem Abende, also gleichsam in einem Bruchstücke erscheint; bey der Lesung der drey Schauspiele, in denen er wirkt, zeigt sich uns das Gebilde in seinem ganzen Umfange, und ist von Shakespear mit jener Meisterschaft ausgearbeitet, welche seinen Charakterzeichnungen stets eigen ist. Hr. Heurteur strebte indessen mit Glück, die Darstellung so abgeschlossen zu zeigen, als es in solcher Rhapsodie thunlich ist. Die Grundlage des Charakters, die Mischung von Verstand, herrischem Wesen, Klugheit, Härte und Mäßigung, ohne den mindesten Anflug von Gemüthlichkeit und Herz, erschien in der Zeichnung des Künstlers erkennbar und genügend, und somit lösete Hr. Heurteur seine Aufgabe auf befriedigende Weise. Hr. Korn war Heinrich der Fünfte. Es wäre ungerrecht, die Leistung des Hrn. Korn nach jenen beyden Darstellungen zu beurtheilen, welche das Stück bisher erlebte. Kaum von einer Krankheit genesen, befand sich der Künstler bey weitem nicht in dem Gebrauche der Mittel, welche, besonders in der letzten Hälfte des Schauspiels, in Anspruch genommen werden müssen. Hier, wo der kühne, so lange nur künstlich zurückgepreßte Heldenmuth des königlichen Jünglings zu heller Flamme auflodert, wo es ihm endlich vergönnt ist, einem ritterlichen Gegner entgegen zu treten, und dessen Lorber um die eigenen Locken zu schlingen, wo die beyden Kämpfer wie ergrimnte Löwen zum Strauße einander nahen, hier konnte Hr. Korn nicht mit jener vollen Wirksamkeit einschreiten, welche der Gegenstand erfordert. Daß seine Verständigkeit und die vollste künstlerische Kenntniß diese Forderungen beherrschten, bedarf bey der anerkannten hohen Stufe, welche Hr. Korn errang, wohl kaum erst bemerkt zu werden, aber sein krankhafter Zustand war bereits nach der geringen Anstrengung der ersten Acte sehr bemerkbar, und es gereicht seiner Mäßigung nur zum Lobe, sich nicht durch übermäßige Anspannung der Gefahr ausgesetzt zu haben, vielleicht die erste oder die folgende Darstellung durch einen Krankheitsrückfall zu unterbrechen. In den ersten Aufzügen jedoch schon zeigte Hr. Korn seine vollständige Herrschaft über seinen Stoff. Der Adel seiner Erscheinung wirkte höchst zweckmäßig, und A. W. Schlegels scharfsinnige Bezeichnung des Charakters: „Alle Liebenswürdigkeit und Anmuth ist auf der Seite des Prinzen; wie vertraut er sich auch mit schlechter Gesellschaft macht, so kann man ihn doch nie damit verwechseln; das Uedle berührt ihn, ohne ihn zu beflecken, und seine wildesten Streiche erscheinen bloß als eine witzige Schalkheit, wodurch sich sein strebender Geist wegen einer gezwungenen Unthätigkeit Luft macht“ — diese, mit wenig Worten so treffende Charakteristik fand ihre volle Anwendung in dem meisterhaften Spiele des Hrn. Korn.

Hr. Löwe gab den Percy Heißsporn mit dem glänzendsten Erfolge. Er leistete in jeder Beziehung Meisterhaftes, und darf diese Rolle unbedenklich zu seinen trefflichsten und durchaus gelungensten Darstellungen zählen. Das großartige Bild dieses Helden, der nur im Klange und Glanze der Waffen lebt, und auch nicht raset, bis er sich auf dem Schlachtfelde gebettet, trat uns im Spiele des Hrn. Löwe mit einem Farbensglanz, mit einer Glut, und was stets und überall das Höchste bleibt, mit einer Wahrheit vor die Blicke, welche die vollste Theilnahme erwecken mußte. Keine, auch nicht die kleinste Nuance des Charakters blieb unbezeichnet; so muß man das herrliche Bild einer edlen, ritterlichen Jugend lieben, wenn auch alle Gebrechen, die dieser vom Dich-

ter ebenfalls mit der zauberischsten Wärme entworfene Charakter zeigt, uns bemerkbar werden. Die rauhe Sitte, der oft übermäßige Starrsinn, die Unbändigkeit der Gut, die keinem Rathe Gehör gibt und alle Schranken überspringt, Alles wird wieder gemildert durch den Adel des Herzens, die wahrhaft chevalereske Begeisterung des Helden, kurz, Hr. Löwe errang durch sein meisterhaftes Spiel dem Charakter die vollste Anerkennung, so wie die regste Theilnahme. Zwar nur in einer Scene erscheinend, zeigte sich Dlle. Müller als Lady Percy, aber ihr Talent wußte dieser einen Scene ein so anziehendes Colorit zu verleihen, daß dieselbe zu einer der bedeutsamsten und wirkungsreichsten des ganzen Schauspiels ward. Die Anmuth, welche sowohl Dlle. Müller als Hr. Löwe in diese Scene zu legen wußten, ergriff allgemein, und bewährte neuerdings das ausgezeichnete Talent dieser trefflichen Künstler.

Wir wollten von der Darstellung des Fallstaff, durch Hrn. Anschütz, zuletzt sprechen, weil dieß eine Erscheinung ist, welche die größte Aufmerksamkeit verdient. Dieser Charakter, dessen Anlage und Durchführung zu jenen unbegreiflichen Meisterwerken Shakespeare's gehört, wie nur er sie schaffen konnte, ist stets die Bewunderung seiner Landsleute sowohl, als aller gebildeten Menschen gewesen, welche sich mit Shakespeare's Dichtungen befreundeten. Mehrere englische Werke beschäftigen sich lediglich mit der kritischen Beleuchtung und Zergliederung dieses wahrhaft einzigen Charakterbildes. Die Deutschen sind nicht hinter ihnen zurückgeblieben, und das Urtheil über Fallstaff, so wie über Shakespeare's Schöpfungen überhaupt, kann im Allgemeinen als abgeschlossen betrachtet werden. Schon die Veranlassung, welche den Dichter bewog, dieser komischen Gestalt in den in Rede stehenden Schauspielen einen so ausgebreiteten Wirkungskreis anzuweisen, bezeugt die tiefe Absichtlichkeit in seinen Compositionen, welche eben so oft mißverstanden wird. Die Haupt- und Staats-Action der Regierungs-Epoche Heinrichs des Vierten ist ihrer eigentlichen Natur nach zu dürftig, als daß sie genügenden Stoff zu einer durchaus ihrem Ernst angepaßten Behandlung geliefert hätte. Der Dichter benutzte daher mit der tiefsten Einsicht die poetische Licenz des romantischen Schauspiels, den Ernst mit dem Scherze zu verbinden, und schlang durch beyde Theile Heinrichs des Vierten den Gang eines Lustspiels mit solcher Meisterschaft, mit solcher Verbindung der Haupthandlung, daß er eben durch diese kunstreiche Schöpfung seinem Werke einen der höchsten Reize verlieh. Schlegel nennt höchst treffend den Fallstaff den Gipfel von Shakespeare's komischer Erfindungskraft. Je tiefer man in das Verständniß dieses Charakters eindringt, je ernstlicher man ihn studiert, desto inniger wird man von der Bewunderung gefesselt, welche er erregt. Diese Mischung der verächtlichsten Eigenschaften mit einer Gattung von Liebenswürdigkeit, diese scharfe Bezeichnung in allen Theilen, in allen Lagen ist mit einer Meisterschaft gezeichnet, welche Alles übertrifft, was in ähnlichen Conceptionen geleistet worden. Es ist begreiflich, daß ein Künstler, wie Hr. Anschütz, das tiefste Studium, den regsten Fleiß auf eine solche Darstellung verwendete. Eben so natürlich ist es, daß einem solchen Talente dieselbe gelingen mußte. Eine so wahre und ergründende Charakteristik kann auf alle Fälle nur von einem großen Schauspieler gestand gemacht, und eben so nur von einem sehr ausgebildeten Publicum ganz verstanden werden. Ref. hat weder auf seinen Reisen noch in Wien Gelegenheit gehabt, eine Darstellung Heinrichs des Vierten zu sehen. Hr. Anschütz ist also der erste Fallstaff, den er beurtheilen kann. Man preiset Devrients Leistung als etwas Vollkommenes in seiner Art. Ref. muß dieß dahingestellt seyn lassen, kann aber nicht umhin, zu bekennen, daß nach seiner Ansicht Hr. Anschütz auch hier Treffliches leistete. Es scheint ihm sehr zweckmäßig, daß Hr. Anschütz in der Darstellung den barschen Ton, die trockne Komik vorherrschen ließ. Der Humor, welcher dem Fallstaff sein eigentliches Leben verleiht, liegt in seiner Natur, nicht in den äußern Formen eines so genannten Lustigmachers, wie ihn vielleicht Manche im Publicum sich dachten. Auf diese Weise, gehalten vom Anfang bis ans Ende, mit einer Besonnenheit, welche, trotz des riesenmäßigen Umfangs des Stoffes, denselben sichtbar mit dem klarsten Verständniß beherrschte, führte Hr. Anschütz den Charakter durch, und errang die volle Würdigung, in so fern es bey der Neuheit der Erscheinung möglich war; alle Freunde und Bewunderer Shakespeare's waren einig in der

lobenden Anerkennung dessen, was der treffliche Künstler leistete, und wenn auch ein Theil des Publicums sich erst mit einer solchen Erscheinung durch öfteres Anschauen befreundet muß, so kann es doch nicht fehlen, daß das, was Hr. Anschütz leistete, wenn auch erst in der Folgezeit, allseitig gewürdigt werden wird.

Die beyden bisherigen Vorstellungen fanden bey sehr vollem Hause Statt. Am Schlusse der ersten Aufführung sprach Hr. Koberwein einen Epilog, durch dessen Mittheilung wir den Lesern unsrer Zeitschrift eine gewiß willkommene Gabe zu bringen überzeugt sind, da er sich durch eine Klarheit, Besonnenheit und Tiefe auszeichnet, welche eines Theils die Hand eines kenntnißreichen, geistvollen Dramaturgen nicht verkennen lassen, so wie sie andrer Seits bey ähnlichen Gelegenheitsgedichten so selten gefunden werden.

Am erfreulichsten war allen Freunden der Kunst die Hindeutung in den letzten Zeilen, daß uns auch bald der Genuß zu Theil werden dürfte, die zweyte Abtheilung des Meisterwerks, und somit dasselbe in seiner Abgeschlossenheit zu erblicken.

Es dürfte übrigens beynahе überflüssig seyn, hier die Bemerkung anzufügen, daß die äußere Erscheinung des Schauspiels, die scenische Ausstattung in Trachten und Decorationen, hier abermals mit jener Umsicht und Munificenz sich zeigte, welche bey solchen Leistungen auf unsrer Hofbühne heimisch geworden sind, und so wesentlich zur Erhöhung des Genusses beitragen.

Epilog.

Das Spiel ist aus, und schüchtern nahen wir,
Begeistert nicht mehr von „der Feuermuse,
Die auf zum Himmel der Erfindung stieg,“ *)
Ein Werk zu schaffen nie erreichten Schwungs;
Des Lebens Höchstes und sein Niedrigstes,
Den kühnsten Scherz mit tiefem Ernst vereinend:
Der wechselvollen Zeiten treues Bild. —
Verzeiht, daß wir es wagten, solch' ein Werk
In dieser Breiter engen Raum zu drängen,
Die Welt in „einen kleinen Reif von Holz.“
Der Dichter selbst leiht diese Worte uns,
Um Nachsicht Euch zu bitten, wenn das Große,
Beschränkt durch unsre Kunst, Euch klein erschien.
Ersetzt aus Eurer Huld, was uns gebriecht:
„Füllt in Gedanken unsre Mängel aus;“
Was redlich wir geleistet, „richtet mild.“ —
Ermuthigt dann von Eurer Güte, tritt
Der junge Heinrich und sein lust'ger Freund,
Schon bald vielleicht, noch einmal vor Euch auf,
Und lichtvoll löst sich, was noch dunkel scheint:
Des Dichters Absicht, der Geschicke Lauf;
Zum schönsten Schluß hat Alles sich gewendet,
Der Held steht fertig, und das Werk vollendet.

*) Die mit „bezeichneten Stellen sind Worte Shakespeare's aus dem Prolog zu Heinrich dem Fünften.

Modenbild XVI.

Oberkleid von Gros-de-Naples (Cave de Vesuve) mit zweyfärbigen Bändern geputzt, nach einem Original von Hrn. J. G. Beer, bürgl. Damenkleidermacher in der Dorotheergasse, Nro. 1108.

Die Capote von schwedischblauem Taffet mit Bändern geziert, ist nach einem Original von Hrn. Fr. Langer, bürgl. Handelsmann und Modist in der Himmelsportgasse, Nro. 98.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton S. r a u f f ' s sel. Witwe.



